

Sehr geehrte Frau Staatsministerin Klepsch,
sehr geehrte Frau Ackermann,
liebe Noura Dirani,
liebe Julia Draganovic,
sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Künstlerinnen und Künstler,

ich stamme aus Dresden, hier wurde ich geboren, 1979. Wenn ich als Kind nach meinem Lieblingsland gefragt wurde, habe ich geantwortet: Italien. Ich hätte nicht begründen können, warum, ich hatte nur vage Vorstellungen davon, was ich mit Italien verband. Irgendwas mit Süden, vermutlich. Die Sonne, die Landschaft, das Essen. Meine Eltern wechselten Blicke, hoben die Schultern und wussten nicht, was sie sagen sollten. *Wir konnten* nicht nach Italien fahren. Es war klar, dass es nie passieren würde.

Und dann passierte es doch. Plötzlich durften wir reisen, wohin wir wollten. Einen der ersten Urlaube in den Neunzigerjahren verbrachte meine Familie in einem Dorf auf einem Hügel genau auf der Grenze zwischen der Toskana und Umbrien. Ich stand zwischen schwarzverbrannten Sonnenblumenfeldern und rötlichen, leicht bröckelnden Häusern, ich kochte mit übertriebenen Mengen Olivenöl und Basilikum, die Zikaden schrien penetrant in meine Ohren, und es wurde tatsächlich wahr: Nichts fühlte sich neu an. Als wäre ich nach Hause gekommen, schien alles vertraut.

Ich fuhr wieder hin. Während einer Italienreise schrieb ich meine ersten Gedichte. Die Hauptrolle in einer meiner ersten Kurzgeschichten spielte ein Messinghandspiegel, den ich 1997 bei einem Antiquitätenhändler in Rom gekauft hatte. Unter anderem mit diesem Text bewarb ich mich für das Studium am Deutschen Literaturinstitut. Ich begann zu studieren, und wenn ich gefragt

wurde, warum ich schrieb, habe ich geantwortet: Um irgendwann einmal ein Jahr in der Villa Massimo in Rom verbringen zu können. Es war klar, dass es nie passieren würde. Es war ein Witz – und gleichzeitig war es keiner. Mein erstes Buch erschien, und die Eröffnungserzählung des Bandes spielte in Italien. Ich schrieb ein zweites, drittes, viertes Buch, Italien rückte irgendwann in den Hintergrund, ich stellte fest, dass es andere Länder gab, lebte eine Zeitlang in Spanien, und später bekam ich ein Kind, was ja der Erforschung eines unbekanntes Landstrichs auch sehr nahekommt.

Es war klar, dass es nie passieren würde. Und dann passierte es doch. Es wurde tatsächlich wahr. Zusammen mit der Hälfte der heute hier ausstellenden Künstlerinnen und Künstler durfte ich 2020 und 2021 zehn Monate auf dem Gelände der Villa Massimo leben und arbeiten. Ich erinnere mich noch an den Moment, in dem ich meinen riesigen Rollkoffer über den Kies des Hauptwegs gezogen habe. Ich erinnere mich an das ungläubige Lachen, das mir entfuhr, als ich allein in meinem Atelier stand: Da war der Koffer plötzlich ganz klein im Verhältnis. (Zwei Wochen später, als meine Familie nachkam, stimmten die Dimensionen besser, die Räume wurden lebendig.) Ich erinnere mich, dass ich noch vor dem Kofferauspacken meinen Laptop auf den Schreibtisch stellte, ihn aufklappte und zu tippen anfang. Die Datei enthielt das Manuskript eines Romans, an dem ich bereits mehrere Jahre gearbeitet hatte, von dem ich einzelne Teile schon zwei- oder dreimal komplett neu geschrieben hatte. Ich wusste: Jetzt oder nie. Hier oder nirgends. Der Text machte mich wahnsinnig, ich war im Zustand des Wahnsinns nach Rom gefahren, mit dem einen klaren Plan, diesen Roman zu beenden – oder ihn zu begraben, ihn wenigstens angemess-

sen pathetisch zu begraben, unter einer antiken Säule vielleicht, oder zu Füßen eines Olivenbaums.

Ich erinnere mich an die ersten Spaziergänge in der Dämmerung, immer rundherum übers Gelände der Villa Massimo, an die Gerüche aus den unterschiedlichen Winkeln des Gartens, und ich erinnere mich an die ersten Gesichter, die ersten Gespräche mit den anderen Bewohnerinnen und Bewohnern, die ersten von vielen, die folgen sollten. Ich erinnere mich an die Kinder, diese kleinen und größeren Kinder, die in Berlin oder Leipzig aus allem herausgerissen worden waren und von einem Tag auf den anderen in einem Kontext herumliefen, in dem Kunst nicht mehr die Ausnahme war, in dem Kunst so sehr der Normalfall war, dass mein Sohn selbst begann, kleine Ausstellungen aufzubauen aus Steinen, Kronkorken, Glasstückchen, Zypressenzapfen. Schon nach wenigen Wochen beschloss er, später mal Architekt zu werden – „aber nicht so einer, der Häuser baut“, wie er entschieden sagte, „sondern so einer wie Gustav, einer, der Kunst macht.“ Gustav, das war Gustav Düsing, unser Nachbar in der Villa Massimo.

Mein miracolo italiano funktionierte auch diesmal: Ich fühlte mich gleich zu Hause. Italians do it better, das wussten schon Goethe und Madonna. Und Alexander Schimmelbusch, der andere Schriftsteller meines Jahrgangs, wusste es auch – wenn wir uns im Park begegneten, grinste er gaaanz breit und sagte: Wer hier nicht glücklich ist, dem ist wirklich nicht zu helfen! Genau.

Das Leben in der Villa Massimo hat mir zehn Monate lang vor allem zwei Dinge bedeutet: Ein Zu-Hause-Sein – und: Arbeiten. Ich konnte mich in dieses unfassbare, sieben Meter hohe Atelier setzen und tatsächlich vom ersten Tag an arbeiten. Das ging und geht nicht allen Künstlerinnen und Künstlern so, das weiß ich, ich hatte Glück. Mir brachten die Situation in Rom, die Anerkennung meiner

Arbeit und die (auch pandemiebedingte) Entschleunigung dieser Monate genau die Ruhe, die mir gefehlt hatte. Ich kam endlich voran mit meinem Roman. Ich spule mal vor: Sie werden keinem Begräbnis beiwohnen – ich konnte das Manuskript beenden. Wenige Tage vor unserer Abschlusspräsentation in Rom setzte ich den letzten Punkt hinter den letzten Satz. Im kommenden Frühjahr wird das Buch endlich – endlich! – erscheinen.

Und das Zu-Hause-Sein? Sie dürfen sich diese zehn Monate als einen großen Luxus vorstellen. Ist das das richtige Wort? Als einen *Reichtum* auf mehreren, verschiedenen Ebenen. Zunächst einmal musste ich mir keine finanziellen Sorgen machen. Ich wohnte in einem blühenden Garten, im Grunde in einem Park. Zusätzlich zu dem luftigen Atelier stand mir eine großzügige Wohnung zur Verfügung. Das Familienleben funktionierte besser als in Leipzig. „Vielleicht ist es doch eine Frage der Kubikmeter“, sagte mein Freund. Ich wurde in jeder Hinsicht unterstützt beim Ankommen, Einrichten, beim Eintauchen in die Stadt und ihr kulturelles Leben. Mein Sohn durfte die sehr gute Schweizer Schule besuchen, der Schulbesuch wurde bezahlt. Ich kaufte frischen Fisch und bergeweise Gemüse in der Markthalle, die fußläufig zu erreichen war. Ich ging, wenn ich nachdenken musste, in den römischen Parks spazieren. Wir lernten uns kennen, wir Rompreisträger*innen untereinander, bei der Gartenarbeit in den Beeten, die Benedikt Hipp für uns anlegte, oder bei Veranstaltungen und Konzerten auf dem Gelände. Wir waren so unterschiedlich, wahrscheinlich wären wir uns sonst nie über den Weg gelaufen – jetzt diskutierten wir an langen Tischen, arbeiteten zusammen, musizierten auf allem, was Töne hervorbrachte, und brietten Fiorentina-Steaks und Artischocken auf dem großen Holzfeuergrill. Irgendwann verschwanden sogar die Ti-germücken und machten Winterpause.

Es war tatsächlich wahr geworden. Und natürlich zu schön, um wahr zu sein. Ich versuchte, die ganze Zeit über im Kopf zu behalten: dass das Leben in der Villa Massimo nicht mein reales Leben ist, sondern etwas Geliehenes. Eine Übertreibung. Ein Geschenk auf Zeit. Trotzdem gewöhnte ich mich. Man gewöhnt sich an alles, heißt es, und normalerweise bedeutet „alles“ in diesem Zusammenhang etwas Negatives, eine Zumutung. Als ich aus Rom nach Deutschland zurückkehrte, musste ich lernen, dass auch *Reichtum*, in jeder Bedeutung, die mitschwingt, eine Zumutung sein kann. Weil man sich an ihn gewöhnt.

Das wirklich Schlimme an einem Jahr in der Villa Massimo ist, dass das Jahr irgendwann vorbei ist. Die Fallhöhe war enorm, der Aufprall in Deutschland hart. Ich weiß, dass es anderen Rompreis-träger*innen meines Jahrgangs ähnlich ging – nicht allen. Ich jedenfalls ... strauchelte. Enorm. Ich sagte mir immer wieder vor, welche zwei Dinge entscheidend waren für das gute Leben, das ich führen wollte – denn das hatte ich doch gelernt in Rom, ich hatte doch etwas gelernt: Zu-Hause-Sein. Und Arbeiten. Zu-Haus-Sein. Arbeiten. Es war doch ganz einfach. Und so schwer.

Es hat gedauert, bis ich schließlich sagen konnte: Ich bin nicht mehr weg. Ich bin aber auch nicht „wieder da“. Sondern ich bin jetzt: woanders.

Ein Nachtrag: Dieses Jahr, zu Ostern, bin ich das erste Mal seit dem vergangenen Sommer in die Villa Massimo zurückgekehrt. Ich habe auf der sogenannten Kaschnitz-Terrasse gesessen (die ihren Namen daher hat, dass Marie-Luise Kaschnitz so oft in die Villa Massimo zurückgekehrt sein soll, dass das Gästeappartement quasi ihre Wohnung war) – ich habe auf dieser Terrasse gesessen

und an Kurzprosa-Texten gearbeitet – endlich an Texten, die direkt mit Rom zu tun haben (im Gegensatz zu dem Roman, der mich während des Stipendiaufenthalts beschäftigt hat). Ich hatte Respekt davor gehabt, nach Rom zurückzukehren – wegen des Strauchelns, wegen der Fallhöhe. Aber dann stellte ich fest, im Moment, in dem ich das Gelände betreten hatte: Es ist alles sofort wieder da. Das Zu-Hause-Sein. Und das Irre-gut-arbeiten-Können. Die große Pinie steht noch, im Brunnen gibt es neue Kaulquappen. Es ist gar nicht vorbei. Ich kann immer wieder hinfahren – nicht so oft wie Marie-Luise Kaschnitz, aber oft genug, um zu wissen: Das Geschenk, das ich bekommen habe – das wir alle bekommen haben, die wir hier ausstellen –, es ist kein Geschenk auf Zeit. Es ist von Dauer.

Ich wünsche Ihnen viel Freude auf dem Weg durch die Ausstellung, die hier und da auch ein Weg durch Rom ist. Vielen Dank.